

Der Zauberer

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 25

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schienen war, „das heilige Nachtbild der wandernden Jungfrau“, an deren Gesicht er das seinige mit tief verborgenen Banden geknüpft glaubte. In ihm regte es sich, „das vom Schicksal in seine Tage gegrabene Gedicht aufzuzeichnen und in einem Trauerspiel niederzulegen,“ das ihm geradezu als die höchste Aufgabe seines Lebens vorschwebte. Als nun nach Jahresfrist diejenige, die er nur noch „als heilige Reliquie“ in seinem Herzen zu tragen glaubte, krank, verlassen und in höchster Not in Tübingen erschien, als gemeine Menschen durch Zufall in ihre Nähe gebracht wurden, elende Gerüchte an seinen Ohren vorbeistrichen, ergriff ihn tiefste Bewegung und Verzweiflung, ja, er schwebte am Rande des Wahnsinns. Mitten im Semester kehrte er, von einem treuen Freunde begleitet, krank an Leib und Seele, der Universitätsstadt den Rücken und flüchtete nach Stuttgart zu Mutter und Schwester, die den tief Verwundeten wie ein krankes Kind pflegten und beruhigten. In seiner Dichtung fand Mörike die Erlösung von dem ihn umschwebenden Schatten Marias. Der Gedichtzyklus „Peregrina“ entstand in seiner frühesten Form in diesen Tagen; zu den wundervollsten Gaben seiner Muße gehörend, spiegelt er in genialer Ausmalung das tragische Schicksal der verlorenen Geliebten und die Geschichte seiner rasch aufflammenden und lange nachglühenden Leidenschaft. Auch das geplante Trauerspiel schrieb Mörike, verbrannte es aber im ersten Anmut, da es ihm nicht ganz die Höhe seiner Idee erreicht zu haben schien. Ganz befreit von der dämonischen Erscheinung der Fremden war er erst acht Jahre später, als er seinen wundervollen Roman „Maler Nolten“ vollendet hatte, in welchem die unglückliche Elisabeth, die irrsinnige, durch die Lande ziehende Zigeunerin, das poetische Spiegelbild Marias zeigt; in grandioser Weise hat Mörike hier den Gedanken des Zauberkreises, der sein Schicksal an dasjenige Marias zu fesseln schien, in dem unheimlichen dunklen Bande, das den jungen Maler Nolten unentfliehbar an die dämonische Zigeunerin kettet, zur Darstellung gebracht. (Schluß folgt.)

Der Zauberer.

Eine Szene im Dorfwirtshaus.

(Aus dem Englischen der „Millgate Monthly“.)

„Zufall, bloßer Zufall!“ behauptete der Wirt, indem er mit kräftigem Ruck sein Glas auf den Tisch setzte. — „Ich sage, so etwas ist Zufall und nichts anderes!“

Der ihm zunächst sitzende Fuhrmann pflichtete ihm nachdenklich bei:

„So will es mich auch bedünken. Die sogenannte Telepathie oder Gedankenübertragung kann mir nicht in den Kopf. Was meint Ihr wohl, wenn unsere besseren Hälften jedesmal, so gewissermaßen per Distanz, durch die Kunst des Gedankenlesens unsere Wirtshausbesuche miterlebten und die Meine gerade das Schnäpslein sähe, das vor mir steht?“

„Das glaube ich, da würde ja Ihr Leben zur Hölle,“ replizierte der Wirt, der diese Seite der Angelegenheit noch nicht ins Auge gefaßt hatte. „Man sollte sich mit solchem Gespensterglauben nicht abgeben,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die noch unberührten Gläser der Gäste hinzu.

„Es muß aber doch etwas daran sein,“ meinte hingegen der Mehger, der den Gegenstand aufs Tapet gebracht hatte. Und zur Bekräftigung seiner Meinung führte er ein Erlebnis aus seiner eigenen Praxis an. Als er sich kürzlich auf dem Fleischblock zur Hälfte den Daumen abgehauen hatte, sei gleich sein Weib über die Dorfweiese herangelaufen, in plötzlicher Ahnung des Unglücks, das ihn betroffen. Wie wolle man denn nun das erklären?

„Zufall!“ behauptete der Wirt wiederum.

Der Fuhrmann, der nach einer Lösung des Rätsels suchte, bemerkte etwas naiv:

„Vielleicht hörte sie dich brüllen, Joseph?“

In diesem Augenblick betraten zwei Fremde die Wirts-

stube. Sie bestellten sich etwas zum Trinken, nahmen gemüthlich Platz und hörten der Diskussion zu.

„Und was denkt Ihr von der Gedankenleserin in Dingsda — mein Vetter Georg hat sie doch selbst gesehen, wie sie mit verbundenen Augen auf der Bühne stand — und ihr Mann stand im Publikum und ließ sich von den Leuten allerlei Dinge geben — Jawohl! Und dann fragte er: Was hab' ich da? Und sie erriet es, indem sie einfach über die Versammlung rief: Du hast das und das! Und immer stimmte es. Was sagt Ihr nun dazu?“

Dieses Beispiel war für den Wirt und den Fuhrmann von erdrückendem Gewicht. Sie saßen wortlos, und der durch ihr Schweigen ermutigte Mehger fuhr fort:

„Es mag schon etwas Hexerei dabei sein, aber man kann die Sache doch nicht rundweg ableugnen. Ich denke, es handelt sich da um eine besondere Gabe, so eine Art Eingebung, wie es andere Künste der Art gibt!“ Und indem er sein volles Glas ergriff, leerte er es mit einem sichereren Zuge bis zur Neige.

Einer der Fremden, ein junger Mann von stattlichem Wuchs, in dickem Wollanzug und mit einem über die Stirn herabgekrempelem Hut, mischte sich in die Unterhaltung.

„Sie sind ganz im Recht,“ versicherte er, „und wenn Sie mir mein Hineinreden in die Sache nicht übel nehmen, möchte ich bemerken, daß an der Gedankenübertragung doch viel Wahres ist und daß bei der Begegnung von Menschen, die mit jener geheimnisvollen Kraft begabt sind, wie es bei den eben genannten Personen der Fall zu sein schien, der bloße Zufall doch nur eine höchst untergeordnete Rolle spielen kann.“

Der Mehger, der einen Verbündeten gefunden hatte, warf dem Wirt und dem Fuhrmann einen ungeduldrigen Blick zu.

„So zum Beispiel,“ fuhr der Fremde fort, „war es zwar ein Zufall, daß mein Freund und ich uns hier im Dorfe trafen, aber was den Zufall herbeiführte, war doch die Gleichgestimmtheit unseres Geistes, die Neigung, uns seelisch zu verbinden, sodas unsere Gedanken sich im gleichen Punkte trafen.“

„Glauben Sie und wollen Sie damit sagen, daß Sie das gleiche zu tun vermöchten wie jene Person auf der Bühne?“ fragte der Mehger begierig; denn im Grunde seines Herzens war er in bezug auf jene Gedankenleserin doch etwas ungläubig, da sein Vetter Georg vielleicht in seinem Bericht etwas aufgeschnitten hatte.

„Ich kann sogar mehr als das,“ entgegnete der junge Mann, „denn ich brauche nicht einmal bei dem Experiment zu sprechen, während doch der Herr, der damals im Publikum manipulierte, bei jedem Gegenstand, den er sich gehen ließ erst hinüberfragen mußte: „Was hab' ich jetzt?“

Die Gesichter der drei Dörfler drückten höchstes Erstaunen aus. Sie schoben sich näher zusammen und man hörte ein Geflüster. Inzwischen tranken die beiden Fremden ihr Bier aus.

„Wir möchten doch einmal sehen, wie es sich damit verhält,“ sagte der Wirt endlich.

„Mit Vergnügen,“ rief der Fremde. „Da Sie aber wohl begreifen, daß diese Gedankenkunst eine große Kraftausgabe für unser Hirn bedeutet, verlangen wir als Belohnung, sofern wir die Prüfung bestehen, Gratiszede und ein gutes Nachtessen dazu.“

Der Restaurateur, der für den Abend auf ein gutes Geschäft rechnete, erklärte sich gerne zu diesem Entgegenkommen bereit.

„Die einzige Bedingung, die ich stelle,“ setzte der junge Mann hinzu, „ist die, daß es im Saal absolut still sein muß und daß man mir eine leere Zigarrenkiste gibt, in welche die Gegenstände ganz lautlos hineingelegt werden. Ich halte die Schachtel, hämmere nur mit irgend einem Gegenstand auf den Deckel und mein Freund, der mit verbundenen Augen ganz am Ende des Saales sitzt, gibt jedesmal Antwort.“

Der Metzger band dem einen der Fremden ein Tuch vor das Gesicht und führte ihn an seinen Platz, wo er das Gesicht der Wand zuehrte.

Der Wirt nahm als Erster einen Gegenstand und legte ihn in die vom andern jungen Mann gehaltene Zigarrenschachtel. Es war ein Korkzapfen, der keinerlei Geräusch machte. Der junge Mann zog einen Schlüssel aus der Hosentasche und tippte mit ihm geheimnisvoll, recht nach Verschwörerart, zwei oder dreimal auf den dünnen Holzdeckel.

„Ein Korkzapfen!“ tönte es vom andern Ende des Saals.

Sie begriffen nicht, wie es möglich war. Der Fuhrmann reimte sich aber die Geschichte so zusammen, daß in einer Wirtshausstube der Gedanke an einen Kork natürlich recht nahe lag und der Fremde mit seiner Antwort einfach Glück gehabt habe. Er ließ seinerseits eine Spielkarte in die Schachtel gleiten.

Der Fremde tippte und der Mann mit den verbundenen Augen rief prompt: „Kreuzdame!“

Sie waren höchst verdukt, fühlten sich wie von einer geheimnisvollen Macht umgeben. Der Fuhrmann sah mit einem gewissen Unbehagen aus dem Fenster; es hätte ihn nicht gewundert, wenn auf einmal Roß und Wagen plötzlich in der Luft verschwunden wären. Inzwischen grübelte der Metzger krampfhaft darüber nach, was er seinerseits noch unternehmen könne um den Fremden auf ihre Schliche zu kommen. Schließlich fingerte er seine alte Silberuhr aus der Westentasche und legte sie in die Schachtel.

Der junge Mann manövrierte mit dem Schlüssel und es ging diesmal etwas länger, bis die Antwort kam, aber sie war darum auch desto vollständiger:

„Silberuhr, Jahrgang 1867, zerbrochenes Glas, stehen gelieben auf 5 Uhr 20.“

Diese Demonstration beseitigte die letzten Zweifel. Die beiden Künstler wurden reichlich bewirtet und abends wiederholten sie ihre Kunststücke vor dem zusammengeströmten zahlreichen Publikum. Nach einem köstlichen Nachtmahl fanden sie, daß sie ganz gut noch den letzten Zug auf der Station erreichen könnten und somit die Grobmut des Wirtes nicht länger in Anspruch zu nehmen brauchten, was dem letzteren übrigens auch sehr einleuchtete.

Als die beiden jungen Leute im Zuge saßen, schlugen sie sich auf die Schenkel und lachten wie besessen. Sie waren zwei Telegraphisten aus der nächsten Stadt. Th.

Das Wasser vom Rio Chagres.

Von Kapitän F. Heinzelmann. (Schluß.)

Die Würfel waren nun für Karl gefallen, — ein Zurück gab es jetzt für ihn nicht mehr und als „reuer Sinder“ hatte er keine Lust, nach dem „Muttehof“ zurückzukehren und dort Abbitte zu leisten.

Daher ließ er sich in Bern von den Banken alle seine Guthaben auszahlen und machte auch die Schuldbriefe, die er seinen Nachbarn während den beiden letzten Jahren gutmütig geliehen hatte, mit Verlust wieder zu barem Geld und einige Tage später fuhren Yvonne und Karl nach Genf ab. Diese Art „Hochzeitsreise“ sollte aber nicht lange dauern.

An einem schönen Morgen fand Karl in seinem Zimmer ein Schreiben von Yvonne vor, das ungefähr folgendermaßen lautete: „... zuerst sage sie ihm mit diesen Zeilen lebwohl, denn sie hätte nach „reißlicher Ueberlegung“ herausgefunden, daß es doch für sie besser sei, mit einem „galanten“ Franzosen zu verkehren, als mit einem ungehobelten und talpigen „Bärner Bur“, wie er einer sei, — überhaupt hätte sie keinen Respekt vor einem Manne, der seine Frau so treulos verlassen hätte, wie er es getan hätte, um sich aber für ihre verlorene Zeit und ihren „Liebestummer“ einigermaßen zu entschädigen, habe sie selbst einen „gehörigen Griff“ in die Kasse getan, so daß er ihr jetzt nichts mehr schuldig sei und er sich also ihretwegen keine Sorgen mehr zu machen brauche!“

„Donnerwetter,“ das war starker „Tuba!“ und Karl war wiederum weiser, aber auch zugleich ärmer geworden auf dieser Welt und nun war ihm eigentlich gleichgültig, was die Zukunft ihm bringen würde.

Karl fuhr nach Paris und nachdem er Monate dort herrlich und in Freuden gelebt hatte, denn für Geld konnte man ja dort alle irdischen Genüsse haben, wurde auch dies ihm schließlich überdrüssig und eines schönen Tages fuhr er mit dem französischen Postdampfer von Havre nach Panama ab.

Drei Wochen der schönen Seereise waren bereits dahingeflogen, — am nächsten Morgen sollte der Dampfer in Colon eintreffen und wieder wie damals vor knapp drei Jahren bewunderte Karl den Tropensternenhimmel und dachte ergriffen und voller Wehmut an den Abend zurück, wo er heimwärts bestimmt war und sich damals gefragt hatte, ob sein Schicksal wohl auch mit den „Sternen“ in Verbindung stünde und wie er für Lolitas Glauben an das Rio Chagres-Wasser damals nur ein mitleidiges Lächeln übrig hatte.

Die Sonne verschwand eben goldigrot zwei Tage später hinter einer unendlichen Wasserwüste, — als Carlos an dem ihm von früher her wohlbekanntem Portal der Villa „Buena Vista“ in Panama anklopfte.

Lolita, die ihn kommen sah, öffnete ihm eigenhändig!

Gott, wie wunderbar schön war sie seitdem noch geworden und wie herzlich und freudvoll begrüßte sie ihn, — als wäre überhaupt zwischen ihnen nie etwas vorgefallen.

„Carlos, gestern abend habe ich gerade zum 38sten Male den Mond voll dort im Osten weit hinter den Chipo-Bergen aufgehen sehen, seitdem du von mir Abschied genommen hattest und etwas in meinem Innern sagte mir, daß du, Carlos, in einigen Tagen bei mir sein müßtest, — deswegen habe ich mich auf dieses Wiedersehen wie eine Braut geschmückt.“

Zwei Wochen später — — — Carlos lag in schweren Fieber im Hospital. Bereits hatten die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben; vor seinem Bette aber kniete Lolita in Tränen und betete und hoffte und — hoffte.

Wo selbst europäische Arztkunst und Medizin versagten, halfen auch alle Zaubermittel der San Blas-Indianer hier nichts mehr; denn Carlos Körper und Natur waren durch das ausschweifende Leben in Paris so geschwächt worden, daß er nicht mehr wie einst diesem tödlichen Tropenfieber trogen konnte.

Langsam, aber umso sicherer, gings dem Ende entgegen; in den letzten wilden Fieberanfällen hörte man ihn oft das Wort „Anneli“ neben demjenigen „Lolitas“ nennen, — und als eines frühen Morgens kurz vor Sonnenaufgang die fahle Mondsichel hoch über den Chipo-Bergen stand — hauchte auch Carlos den letzten Fieberatem in Panama aus — und schlummerte sanft hinüber in eine bessere Welt!

Lolita war trostlos. Zu ihrem Glück hatte sie auch nie erfahren, daß „ihr“ Carlos sich in der Schweiz verheiratet hatte und daß im „Muttehof“ seine Frau immer noch auf ihn wartete.

Neben Carlos Totenbett tat Lolita herzgebrochen den heiligen Schwur, immer ledig zu bleiben und von nun an stetsfort dem Andenken ihres so grausam zerstörten Liebesglüdes zu leben.

Heute noch sieht man jeden Sonntag nach der Frühmesse eine elegante, schwarzgekleidete Dame mit verweinten Augen auf dem Friedhof in Panama einen prächtigen Grabstein schmüden, der die rätselhaften und einfachen Worte trägt: „Meinem Carlos, der nach Panama zurückgekommen ist, um zu sterben.“

Im fernen „Bärnbiet“ aber fragt oft am Abend ein herziges „Meiteli“ von etwa neun Jahren seine kummervolle Mutter: „Muetti, wenn chunt de einisch nume au d'r Vater hei, i möchte au so gärn, gärn g'seh!“